

Materialität der Zeichen

Herausgegeben vom Graduiertenkolleg Siegen

Reihe A, Band 7

Bernhard J. Dotzler (Hrsg.)

Technopathologien

Wilhelm Fink Verlag München

Georg Stanitzek

"0/1", "einmal/zweimal" - der Kanon in der Kommunikation

Vom literarischen Kanon ist meist in apologetischer Absicht die Rede. Man will ihn bekräftigen, an ihn erinnern. Das schwächt die Argumente; den Verteidigern des Kanons fällt in der Regel nicht viel mehr ein, als auf Werte hinzuweisen, ihren Verlust zu beklagen oder ihre Rückkunft anzukündigen. Das sind problematische Operationen mit einer eigenen problematischen 'Logik'. Denn man vertraut einerseits der Etymologie, der zufolge Kanon 'Maßstab' bedeutet. Andererseits muß aber gerade unter dieser Voraussetzung die Beschwörung des Kanons fundamental zweideutig werden: Sie selbst scheint ja die Hinfälligkeit des beschworenen Gegenstandes eher zu befördern, ja zu besiegeln. Rettung aus dieser zweideutigen Lage sucht man dann in der Flucht in eine amplifizierende Rhetorik, deren Topik jüngst Gert Mattenklott dankenswert vollständig entfaltet hat:¹ Gegen "disziplinbegierige Literatursoziologen" und eine "medienkundlich betriebene Geisteswissenschaft", deren unreif-jugendliche Neugier den Kanon gefährlich in schemenhaften Relativismus, ins "liberale Heranziehen und Abstoßen aller erdenklichen Materialien" ausfransen läßt, insistiert man auf der anthropologisch "ursprünglichen Erfahrung" der "Ergriffenheit" vor dem "Pandämonion" der großen Werke. Das läßt sich steigern zur Forderung, Literaturwissenschaft habe als "innere Kirche des frommen Enthusiasmus" das "ästhetische Urgestein unserer Gesellschaft" zu polieren. Aber es hilft alles nichts: Wer in dieser Weise auf Zeitresistenz beharrt, macht schließlich nur klar, daß er Probleme mit der Zeit hat.

Es liegt dann nah, die Gegenposition zu beziehen. Konträr zu solchen nur noch die eigene Verunsicherung verratenden Versuchen, sich der überzeitlichen Identität eines Kanons zu versichern, hat Hans Ulrich Gumbrecht - als Vertreter der vom Kanonapologeten angegriffenen 'Medienwissenschaft' - versucht, den Kanon entschieden in der Zeit zu situieren: er geht von einer zeitlichen Unterscheidung aus, einer fundamentalen vorher/nachher-Differenz. Das dieser Differenz zugrundeliegende Großereignis ist der Übergang von der alten in die neue Welt; gesellschaftshistorisch, in der Terminologie Niklas Luhmanns: die Ablösung des stratifikatori-

¹Mattenklott 1988: 99-107.

schen Differenzierungsprinzips durchs funktionale. Mit ihm ändern sich zum einen die Formen der Traditionspflege sowie zum anderen - und in engem Kontakt mit dieser Entwicklung - der Status von Kunst und Literatur. Die Tradierung von Semantik verliert den Halt, welchen ihr die Funktion eines Normenreservoirs für "Handlungskompetenzen der gesellschaftlichen Oberschichten" bot.² Und Literatur gewinnt ihre Autonomie als gesellschaftliches Funktionssystem gerade über die Zurückweisung der Forderung nach traditionsbezogener "Nachahmung und Perpetuierung von Schreibkompetenzen",³ in der Opposition gegen Gelehrsamkeit und Poetik. Unter diesen Voraussetzungen soll dann die vorher/nachher- als Kanon/Klassik-Differenz reformulierbar werden: Gab es ehemals einen Kanon von bar aller Begründungslasten verbindlichen Texten, denen tendenziell zugleich der Status von 'Regeln' zukam, und hat sich dessen fraglose Gegebenheit im Zuge einer historisierenden und relativierenden Moderne aufgelöst, so wäre Klassik zu verstehen als der angestrebte Versuch, über geschichtsphilosophische (oder anthropologische oder ästhetische) Begründungskonstruktionen noch einmal einen Korpus von Texten als verbindlich auszuzeichnen durch flankierende Verstärker, Werte und Ideologien.

Es fällt nun aber auf, daß der zitierte Kulturkritiker mit dem Kulturwissenschaftler in einer entscheidenden Hinsicht übereinkommt. Denn mit derselben Geste, mit welcher dieser den Kanon in der Zeit ansiedelt, setzt er ihn offenbar der Zeit wiederum entgegen: Der Kanon verträgt Verzeitlichung nicht. Anders als Mattenkloß, der den Bestand des Kanons unter Berufung auf die vormoderne Vorstellung einer Kopräsenz des Wertvollen behauptet, nimmt freilich Gumbrecht klassische Positionen der ausdifferenzierten literarischen Moderne auf, um sie zugespitzt gegen diese selbst zu wenden. Denn es gehört ja zu deren Selbstbeschreibung, jenes 'Großereignis' als Geburtsstunde, nämlich als Bruch mit der Tradition zu werten, der eine Ära einleitet, in welcher der radikale Kontinuitätsbruch gleichsam auf Dauer gestellt sein soll. Dieser Bruch mit der Tradition wird von Anbeginn als Angriff auf Schule und Gelehrsamkeit exerziert. Letztere stellen die überkommenen Gehäuse des Kanons dar - und so scheint es offensichtlich, daß mit deren fälligem Abriß auch dieser zugleich destruiert wird. Es stellt sich aber die Frage, inwieweit es sinnvoll ist, Selbstbeschreibungen sozialer Systeme - und in diesem Fall gar des literarischen Systems - ohne Bedenken beim Wort zu nehmen. Zumindest würde jene radikale Fassung einigen so trivialen wie allgemein sinnvollen Annahmen zuwiderlaufen: ohne Tradition nichts Neues, ohne Redundanz keine Information, ohne Vergleichs Gesichtspunkt keine Selbstreferenz. Möglicherweise ist daher jenes 'Ereignis' adäquater als Resultat der ex post erfolgten Stilisierung eines komplizierten Umstellungsprozesses zu begreifen, der so nur unter der Voraussetzung mannigfacher Rückgriffe auf Tradiertes möglich wurde. Wir vermu-

²Gumbrecht 1987b: 289.

³Gumbrecht 1987b: 291.

ten jedenfalls, daß Temporalisierung des literarischen Systems ohne Kanon gar nicht gedacht werden kann,⁴ und vertreten im folgenden die These, daß die literarische Kommunikation, so sehr sie sich einerseits von gelehrten Institutionen löst, doch andererseits zur Konstitution eines - nun systemeigenen - Kanons sich auf gelehrtes Know-how zurückbezieht: Die Literatur beerbt die gelehrte Lektüretechnologie, sie überführt sie in den Apparat der für sie selbst konstitutiven Kommunikationstechniken.

Um dies zu zeigen, gehen wir auf jene Epoche zurück, mit welcher die Moderne ihren Start markiert. Man kann die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts als Phase beschreiben, in welcher sich in der Literatur eine neuartige Leser-Autor-Werk-Konstellation durchsetzt. Sie ist von "dreifacher Individualisierung" gekennzeichnet:⁵ Der Rezipient wird zum einzelnen, einsamen Leser, der für sich selbst - in der einschlägigen historischen Terminologie formuliert: mit Rücksicht auf seine Bildung als Individuum - ein Verhältnis zu den literarischen Phänomenen zu finden hat. Der Autor erhält den Status eines eigentümlichen Genies, das "in der Composition ohne die Regeln der Gelehrsamkeit" verfährt.⁶ Der Wert seiner Produktionen schließlich ist in ihrer Originalität zu sehen, was impliziert, daß die Regeln, nach denen sie zu beurteilen wären, erst mit und in diesen Werken selbst konstituiert werden. Man hat sich angewöhnt, das Korrelat dieser Individualisierung in der Zeitdimension als 'Historisierung' zu fassen:⁷ Die Werke erscheinen nicht mehr vor dem Hintergrund einer maßgeblichen Tradition, sondern führen gleichsam ihren Zeitindex als je eigenen Hintergrund mit sich. Keine Frage, daß damit ein wichtiger Aspekt jener Umstellung bezeichnet ist. Doch man wird wohl das Phänomen der Verzeitlichung noch fundamentaler - und zugleich die Kanonproblematik noch erheblich verschärfend - ansetzen müssen. Denn versteht man die Umstellung auf individuelle Rezeption und geniale Produktion als Momente des Autonomiegewinns von Literatur als sozialem System, so wäre mit dessen Autopoiesis zuallererst von temporalisierter Komplexität des Systems selbst auszugehen:⁸ Es besteht aus Kommunikationen und damit aus temporalisierten Elementen, nämlich *Ereignissen*, und es hat seine Existenz allein in der je aktuellen Forterzeugung dieser Elemente (mit Hilfe dieser Elemente): in an kommunikative Ereignisse anschließenden kommunikativen Ereignissen.⁹ Daß in der Genieära aufs Originalitäts- und damit Innova-

⁴Vgl. Schulz-Buschhaus 1988: 51.

⁵Gumbrecht 1987b: 291. Wir folgen zunächst weiter Gumbrechts Argument.

⁶Young 1760: 31.

⁷Vgl. Buck 1983: 351-365.

⁸Luhmann 1984: 77ff.

⁹Es muß angemerkt werden, daß wir, indem wir von diesen Bestimmungen ausgehen, eine heikle offene Frage in Klammern setzen, nämlich die nach dem Verhältnis von *Text-* und *Kommunikationsbegriff*. Eine befriedigende Antwort scheinen bislang weder die Literaturwissenschaften noch die soziologische Systemtheorie geben zu können. Der von Niklas Luhmann für Kunstwerke erfundene Begriff "Kompaktkommunikation" (Luhmann 1986b: 627) dürfte weniger die Einheit der Differenz von Text(-Objekt) und Kommunikation bezeichnen, als vielmehr die Frage nach dieser

tionspostulat abgestellt wird, ist als Realisierung dieses Zeitverhältnisses zu interpretieren. Nicht umsonst beschreibt man das Genie als "Blizesschnelle, Blizeshelle, Blizeskraft, Blizeswirkung"¹⁰ und ist an der einschlägigen Semantik in der Folge geradezu eine Inflation der Plötzlichkeitsmetaphorik zu beobachten.¹¹ Genialität schlägt sich in Ereignissen nieder, das Genie konstituiert sich über den Unterschied, den es zur Vergangenheit macht: "Nicht die genial[e] Vergangenheit wirkt auf die Zeit, sondern die gen[iale] Gegenwart, d.h. die Neuheit."¹² Genies beweisen sich als je aktuelle, nämlich gerade durch die "Undankbarkeit gegen die Genies vergangener Zeit", sie "fangen gewöhnlich damit an, daß sie vor den Augen des Publikums die Altäre der Verstorbenen ihres Faches zerschlagen".¹³ Geniale Produktionen diskontinuieren die Zeit, indem sie sich als jeweils neue von ihren Vorgängern absetzen. Wenn dies zur unhintergehbaren Voraussetzung der Reproduktion des literarischen Systems wird, so folgt für die Seite der Werke: "Ein auch fehlerhaftes Original, wenn es nur den Stempel des Genies trägt, ist doch immer besser als die beste Kopie."¹⁴ Für die Rezeptionsseite aber gilt, daß als der "grösste Sonderling" nicht etwa dasteht, wer das tradierte Vorbildliche nicht zu schätzen weiß, sondern "gerade der, für welchen das Neue und Sonderbare keinen Reiz hat".¹⁵

Diese Umstellung auf die Ereignisqualität ihrer Elemente führt dann die Literatur zu einer ganzen Reihe erheblicher Konsequenzen. Man wird sie zugespitzt zusammenfassen können, wenn man sich - einer gewissen Rhetorik der Genieperiode folgend - vorstellt, Neuheit und individuelle Originalität als solche, ohne weitere Spezifikationen, würden nun das einzige, was sich in und von der Literatur erwarten ließe.¹⁶ Obwohl dann Temporalisierung als Startvoraussetzung für die Auto-poiesis der Literatur als soziales System gegeben wäre, so wäre doch dessen

Einheit offenhalten wollen (anders: Gumbrecht 1987a: 150ff.). Man beachte übrigens auch das mehr oder weniger kryptische Notat: Schrift "ent-ereignet" Kommunikation (Luhmann 1986b: 631) - ein offenes Paradox (Einladung zur Dekonstruktion?), dessen Formulierung zudem wohl nicht zufällig an die Aufhebung der Zeit in der für ältere Kanonkonzeptionen wichtigen Vorstellung einer Kommunikation in der 'Kette großer Geister' erinnert.

¹⁰Lavater 1793: 255.

¹¹Vgl. Bohrer 1981.

¹²Jean Paul 1936: 246, Nr. 300.

¹³Klinger 1803: 283.

¹⁴Anonym 1795: 43ff.

¹⁵Anonym 1795: 43f. 'Paradoxa' - welche der hier zitierte Text annonciert - sind solche Formulierungen allerdings in Konfrontation mit einer Tradition, für die galt: "Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Regeln des schönen Denkens allein aus den claßischen Schriften der Alten müssen abstrahirt werden. [...] Wenn wir auch keine anderen Gründe hätten, als daß sie zum Theil etliche Jahrtausende die Probe ausgehalten haben, ob sie gleich viele Verächter gehabt haben; so würde dies schon Vorurtheil (!) genug seyn." (*Deutsche Encyclopädie* Bd. 1, 1778: 608).

¹⁶Mit der folgenden Problemexposition gehen wir davon aus, daß man das Problem um seine entscheidende Dimension verkürzt, wenn man es in der bloßen Quantität von neu erscheinenden Texten sieht; vgl. z.B. Hörisch 1988: 433-438.

Selbstreproduktion mit diesem Start gleichzeitig bereits an ihrem Ende angelangt. Denn ihr Fortlauf müßte sich als Anschluß von Kommunikationen an Kommunikationen vollziehen, und dies kann nur in einem sich selbst ordnenden Selektionsprozeß geschehen. Jenes Setzen auf schlechthin überraschende Innovation und inkommensurabel besondere Individualität dient aber gerade der Irritation und Verneinung überkommener Selektionskriterien - und verschärfend kommt hinzu, daß autoritative Setzungen, wie sie die Schule oder die Oberschichtinteraktion gestatteten, zugleich distanziert bzw. in die Werke selbst verlegt werden, d.h. in kommunikative Ereignisse jenseits von möglicherweise dauerhafte Durchsetzung verbürgenden Institutionen. Die Auflösung von 'constraints', welche mit der Behauptung von und Forderung nach - gewissermaßen 'reiner' - genialer Diskontinuierung verbunden ist, ließe die Formierung von Kommunikationsprozessen nicht zu; an die Stelle von Anschlüssen träte die bloße Streuung beliebiger Ereignisse, von denen nicht klar wäre, warum sie für wen unter welchen Bedingungen einen Unterschied machen, ja die wohl beinahe nicht einmal als Kommunikationen zu identifizieren wären. Als Konsequenz droht mithin Beliebigkeit, und dies haben die Zeitgenossen der Genieepoche auch sehr genau gesehen. Denn wie kann man angesichts des Eigensinns genialer Produktionen wissen, daß es sich nicht bloß um "Launen und Schrollen", um "Fehler und Schwachheiten" handelt?¹⁷ "Auch die Bengelheit hat ihre Genies",¹⁸ hielt Lichtenberg fest und wies so lakonisch auf die Notwendigkeit hin, den Geniebegriff mit weiteren Unterscheidungen (hier: Bengel/Engel) zu spezifizieren. Denn ohne sich auf bestimmte oder wenigstens bestimmbare Kriterien zu beziehen oder beziehen zu lassen, stellten die "Genies" allerdings, wie Daniel Jenisch formuliert hat, "meistentheils nur *Gebilde des Zufalls*" dar.¹⁹ Für die Rezipienten aber, die es mit genialer Kommunikation zu tun haben, für die sich also "das *Gute, Schöne und Wahre* immer nur *in der Gestalt des Neuen* empfiehlt", ergibt sich dann das Problem, daß "ihre Wahl daher überall das Rechte fast nur durch Zufall treffen kann".²⁰ Im wahrsten Sinne des Wortes 'haltlos' würde also beliebig Produziertes in beliebig organisierten Bildungshaushalten einsamer Leser gleichsam versacken. Das Literatursystem würde einfach aufhören, in für niemanden als solche wahrnehmbaren, 'idiotischen' Innovationen auslaufen.²¹ Weil unter den beschriebenen Prämissen kein Aufbau von auch für andere einsichtigen Erwartungen möglich wäre, entfielen

¹⁷Anonym 1795: 44.

¹⁸Lichtenberg J 560.

¹⁹Jenisch 1797: 215. Auch diese Bestimmung erfolgt im Rahmen des Versuchs, eine fehlende Unterscheidung einzuführen; nur unterscheidet Jenisch nicht wie Lichtenberg das ernstzunehmende Genie vom genialen Bengel, sondern das bloß zufällige Genie vom Autor, den er "großer Geist" nennt (ebd.: 211).

²⁰Jenisch 1801: Bd. 2, 1. Abt., 329.

²¹Denn, in den treffenden Worten von Derrida 1989: 28, kein "event" könnte mit seinem "advent" rechnen.

auch die Möglichkeit, Erwartungen auf wie immer geniale Weise zu enttäuschen und zu ändern.

Wir wissen, daß die Dinge anders verlaufen sind. Nicht nur hat in der Tat der emphatische Geniediskurs nur wenige Jahre gewährt; in Wirklichkeit ging zugleich mit der semantischen Einstellung auf temporalisierte Komplexität und Individualisierung der am Zustandekommen der kommunikativen Ereignisse Beteiligten die Ausdifferenzierung von Literaturkritik einher, einer - bis hin zu den Volten des frühromantischen Friedrich Schlegel - ungemein beweglichen literarischen Charakteristik,²² welche dafür sorgt, daß die gleichsam als Flaschenpost auf die Reise geschickten genial-eigentümlichen Werke damit rechnen können, sich in einem hinreichend dichten Schleppnetz zu verfangen. Der literarische Kommunikationsprozeß gibt sich also keineswegs dem Zufall anheim. Die beschriebene kritische Situation wird vielmehr mit Reflexion beantwortet, genauer: die Antwort realisiert sich als "*Reflexivität des Selektionsprozesses*"²³ selber. Er richtet sich auf sich selbst, indem er sich mit Erwartungsstrukturen instrumentiert. Und dieser Aufbau von Strukturen geschieht in Gestalt des Einbaus einer Selektionstechnik, welche eben jenen Institutionen, Schule und Gelehrsamkeit, entstammt, gegen welche sich die Literatur im Zeichen von Genialität differenziert.

Der Diskurs der traditionellen Gelehrsamkeit steht dem Problem individueller Originalität nämlich keineswegs verständnis- und begriffslos gegenüber. Er begreift es vorrangig als Lektürepränomen und verfügt daher über Möglichkeiten, jenen einsamen, seinerseits individuellen Leser, der es mit genialen und neuen Texten zu tun hat, zu beschreiben und - ein Stück weit wenigstens - zu orientieren. Aus der Perspektive des Schulgelehrten erscheint dieser Leser als *Autodidakt*, erscheinen die Probleme einer vorab kriterien- und deshalb ratlosen Lektüre angesichts eines ausufernden, sich der gelehrten Kontrolle entziehenden literarischen Markts als Probleme der *Autodidaxie*.²⁴ Das Konzept der Autodidaxie erhält seinen Sinn im Horizont der Differenz von Schriftlichkeit und Mündlichkeit: Autodidaxie wird angesetzt als ein Phänomen der Lesewelt, der Welt der Schrift; Autodidakt ist derjenige, der nur liest und schreibt, derjenige also, der nicht in den Genuß mündlicher Unterweisung gekommen ist, sich nicht mit Gelehrten unterredet, keine Vorlesungen gehört und sich keiner Examination unterzogen hat. Mündlichkeit, so nimmt man - anders als es der heutige Common sense will - an, gewährleistet Kontrolle (und in der Folge dann Selbstkontrolle) über Wissenserwerb und Wissensproduktion; weshalb die 'Hard-ware' des akademischen Know-hows - historisch zu reden: Hodegetik und Enzyklopädie - im wesentlichen mündlich übermittelt wird. Mündlichkeit wirkt wie ein Gängelband, sie sorgt dafür, daß der Betreffende nicht aus der Spur läuft, daß die Resultate seines Studiums sozusagen

²²Wenn man nur Ausschau nach 'Letztbegründungen' dieser Literaturkritik hält, läuft man Gefahr, ihren Variantenreichtum zu verkennen; vgl. etwa McCarthy 1986: 29-45.

²³Luhmann 1984: 73.

²⁴Vgl. zum folgenden beispielsweise Walch 1740: Sp. 169-172.

'normgerecht' bleiben. Reine Schriftlichkeit hingegen hat per se Abweichungen zur Folge: Die autodidaktische Lektüre hakt sich an Punkten fest, die 'nicht zur Sache gehören', sie versteht anders, als es der Autor gemeint hat²⁵ (oder doch wenigstens anders, als die Lehrmeinung gemeinhin interpretiert). Eine solche Lektüre führt dann zum Aufbau einer 'idiotischen' Selektivität - was insofern besonders unangenehm ist, als die Betreffenden an ihren Kenntnissen, deren Erwerb ihnen extreme Mühe bereitet hat, hängen und sie anderen aufzudrängen suchen. Autodidaxie ist also immer in der Gefahr, zu Konsequenzen zu führen, von denen man nicht weiß, ob sie mehr Verblüffung oder Ärger verdienen. So gesehen, stellt der Autodidakt eine Sumpflümpfe am Rande des Gebiets der Gelehrsamkeit dar, eine Mutation, und zwar eine solche, die selbst dauernd Mutationen produziert und damit für Unordnung sorgt.

Mit diesem traditionellen begrifflichen Dispositiv vermag also der Gelehrte sowohl das Zustandekommen genialer Originalität als auch die skizzierte Problematik einer zufällig an Zufälliges anschließenden Lektüre einigermaßen präzise zu diagnostizieren.²⁶ Und im Ausgang von dieser kritischen Diagnose stellt die Gelehrsamkeit Gegenmittel bereit, welche den gefährdeten Leser auf den Weg der Norm (zurück)geleiten sollen. Diesen Weg weist etwa Beseke in seinem kurzen Traktat "Ueber Lektüre und Selbststudium", in welchem die Gefahren einer durch gelehrte Kriterien nicht mehr gesteuerten Lektüre drastisch beschworen werden:

Das Feld der Lektüre ist heut zu Tage so groß, daß es manchem höchst gefährlich ist, wenn er glaubt, sich darin selbst zurecht finden zu können; vielmehr sollte er nie allein sich in die weite offene Gegend wagen, in welcher es höchst schlüpfrige Wege, neben unnützen, giebt, wovon jene zum Verderben, diese aber zu keinem Ziele führen [...].²⁷

Da aber nun einmal vom Faktum des "Selbststudium[s]" auszugehen sei, also davon, daß Individuen sich allein aufs offene und schlüpfrige Feld wagten, bietet der Aufsatz Orientierungshilfe als Ersatz für die dabei fehlende - mündliche, in Interaktion erfolgende - Führung eines "gelehrten Freund[es]", indem er zwei Fragen zu beantworten sucht: "1.) was soll man lesen, und 2.) wie soll man lesen."²⁸ Ad 1) ist die Antwort im wesentlichen eine negative; sie besteht in der eindringlichen Warnung davor, sich von dem "höchst paradoxen Satz" verführen zu

²⁵vgl. Gosch 1789: 123ff.

²⁶Im Art. "Autodidactus" der *Deutschen Enzyklopädie*, Bd. 2, 1779: 596 wird denn auch auf die Artikel "Genie" und "Originalgenie" verwiesen. Der Autodidakt ist freilich nicht das 'ganze' Genie; es fehlt ihm ein wesentliches Moment: Geschwindigkeit (vgl. Novalis, *Blüthenstaub*, Nr. 54). Wir können das hier außer acht lassen, denn erhöhte Geschwindigkeit würde das Problem nur noch prägnanter hervortreiben.

²⁷Beseke 1786: 360.

²⁸Beseke 1786: 360. - Hier ist die richtige Stelle, Ursula Geitner und Dirk Baecker für mündliche Zurechtweisungen beim Zustandekommen des vorliegenden Textes zu danken.

lassen: "daß kein Buch ganz unnützlich sei".²⁹ Eine Lektüre, die von der Voraussetzung ausginge, je selbst, "allein", Relevanzen auf Grundlage von Autopsie der Texte festlegen zu können, verlöre sich in den Schwemmseln einer ausgeferten Lesewelt. Man sollte statt dessen von vornherein von Unterscheidungen ausgehen. Aber von welchen? Was soll man also lesen?

Als Gelehrter ist der Verfasser zwar versucht, diese Frage mit dem Hinweis auf "lehrreiche Schriften" zu erledigen.³⁰ Er erkennt jedoch an, daß für andere eben anderes lehrreich und wissenswert sei und sich solche Präferenzen nicht ohne weiteres dirigieren ließen. Nicht zuletzt ist es die Option für ästhetische Texte, die sich dem widersetzt. Statt diese nun auszugrenzen, versucht Beseke, die Geltung seiner Lektüeranleitung auch für diesen Bereich zu erweisen:

Aber, könnte man sagen, zur Bildung des Geschmacks ist doch die Lektüre vieler, jene strenge Kritik nicht aushaltender Bücher, vieler sogenannter *Schönschriften* notwendig. - Ich will einmal das zugeben, so folgt doch nicht, daß alle Schönschriften dazu taugen, und daß es gleich gut sei, nur blindlings zuzugreifen. Nein! sobald sich ein Lesebegieriger dies erlaubt, so wird er bald einer von den, im wilden Wize luxurierenden Köpfen, die man *Genies* nennt [...].³¹

Bei allem Ressentiment, das sich hier gegen das Geniewesen ausspricht, ist das Argument doch ernstzunehmen. Auch belletristische Lektüre darf nicht kriterienlos sein; sie führte sonst dazu, "das Buch zu *verschlucken*, statt zu lesen." - Statt einen notwendigerweise arbiträren Klassikerkatalog auszuzeichnen, besteht die Orientierung, welche der Gelehrte gibt, letztlich in der Verschiebung der ersten Frage "was soll man lesen" hin auf die zweite: "wie soll man lesen." Damit wird das riskante Problem des Anfangs zwar nicht gelöst - diesbezüglich muß man sich schlecht und recht zu behelfen suchen. Hat man aber einmal angefangen, so soll sich eine bestimmte Selektivität - und mit ihr eine Verringerung des Risikos - daraus ergeben, daß man nur diejenigen Texte zu lesen haben wird, von denen man annehmen kann, daß sie "gerade die Lücke ausfüllen werde[n], die der Leser bei sich fühlt". Dieser Selektivität gibt ein einfacher Formalismus Sicherheit, dessen Hauptregel ist: "man muß mit der Feder in der Hand seine Kenntnisse durch *Lektüre zu erweitern suchen*." ³² Diese Regel ist zu reformulieren als Forderung nach *wiederholter* Lektüre. Man lese, so heißt es,

das Buch zum erstenmal, fern von aller Zerstreuung und mit angestrenzter Aufmerksamkeit, frage sich oft, besonders bei wichtig scheinenden, unbekannt und schwer gewesenen Materien, was habe ich gelesen? - Hat man sich in der Art durch das Buch hindurch den Weg gebahnt, so schreite man zur *zweiten Lesung*, nun mit der Feder in der Hand, zeichne sich Kapitel und Ordnung des Vortrags

²⁹Beseke 1786: 161. Negiert wird damit ein alter Topos (vgl. Plutarch, *Moralia* 32 E/F), der freilich immer schon kundige Anleitung der Lektüre voraussetzte.

³⁰Beseke 1786: 161.

³¹Beseke 1786: 363.

³²Beseke 1786: 363.

auf, bemerke sich das auffallende, schwierige, besonders neue und wichtige, zeichne eigene Gedanken, Einfälle und Zweifel daneben. Wenn so Verstand und Gedächtniß neben Arbeitsamkeit und Unverdrossenheit des Lesers fortheht, so kan es nicht fehlen, daß nicht gründliche Kenntnisse und wahre Gelehrsamkeit befördert werden sollte; so kan man auch Wissenschaften erlernen, die man in der Jugend versäumt hat, und kan durch Selbststudium ein *Selbstgelehrter* (autodidaktos) werden.³³

Vordergründig heißt das einfach: Fehlende Teilhabe an der über Mündlichkeit laufenden Disziplinierung durch die gelehrte Welt soll durch die Übernahme der gelehrten Lektüertechnik ausgeglichen werden. Sie soll verhindern, daß der Autodidakt zum Genie, zum außer Kontrolle geratenen Parasiten wird. Die Kontrolle über den Autodidakten versucht der Gelehrte dadurch zu gewinnen, daß er ihm Kontrollverfahren für seine Lektüre offeriert. Das "allein" operierende "Selbststudium" wird, soviel Vertrauen glaubt er in die vorgeschlagene Methode setzen zu können, dann dennoch zu annehmbaren Resultaten führen. Wenn man *so* liest, dann soll bloße Lektüre zur Sozialisation in die Gelehrsamkeit (inklusive ihren poetischen Teil) hinreichen, weil Lektüre dann (und nur dann) die den Texten eigene Selektivität soweit nachvollzieht (und eben nicht 'genial' in ihnen wildert), daß sie für folgende Texte und Lektüren Nichtbeliebiges besagt.

Bei diesen Maßregeln handelt es sich um ein altes Rezept, ein Verfahren, das in vielen Bereichen der Gelehrsamkeit statthat: "In jedem Fache" hat sich etwa der Student "zum öftern Lesen ein Hauptbuch" vorzunehmen, das "nicht durchblättert noch durchlaufen, sondern durchdacht" werden muß.³⁴ Besekes Maximen suchen gewissermaßen nachzuarbeiten, was der ordentliche Student in den Institutionen der 'akademischen Laufbahn' zu lernen pflegt:

*Lesen Sie nicht viel, was Sie aber lesen, das lesen Sie mit Aufmerksamkeit und gehörigem Nachdenken. [...] Jede neue Idee in einer Schrift muß nicht allein gefaßt, und im Gedächtniß angehäuft werden, sondern sie muß auch gleich den gehörigen Platz im vorhandenen wissenschaftlichen Vorrathe erhalten [...].*³⁵

Und man hat natürlich nicht zuletzt an herkömmliche religiöse Lektürepraktiken zu denken; Jean Paul erinnert daran, daß ausdauernde Lektüre für das Volk immer noch "beten heißt, wie Cicero religio von relegere, *oft lesen*, ableitet".³⁶ Es überrascht nicht, daß aus dieser Tradition heraus der expandierende Literaturmarkt mit seinen unberechenbar-genialen Neuerscheinungen mit dem Seufzer bedacht wird: "O wie besser ists, ein wohldurchdachtes Werk von Kenntnis, Geschmack und

³³Beseke 1786: 365.

³⁴Thiele 1781: 76f.

³⁵Fick 1797: 178. Zur Tradition solcher Lektüertechnik vgl. Quintilian, *Institutionis Oratoriae* Liber X, 1, 19ff.

³⁶Jean Paul 1969: 34.

Ordnung mehrmal lesen und sich seinen Geist zu eigen machen, als von viel schlechtem Wust übertäubt [zu] werden".³⁷

Freilich entspricht die Konventionalität des gelehrten Vorschlags seiner begrenzten Reichweite. Denn das für Besekes Argumentation entscheidende Konzept der "Lücke", die dem Leser zu erkennen und auszufüllen aufgetragen ist, greift nur, wenn man eine Topologie des Wissens voraussetzen kann (wenn man z.B. ein gelehrtes Terrain aufarbeiten will), sie setzt also letztlich doch einen *institutionalisierten* ('überzeitlichen') Kanon von Texten und von Begriffen voraus. Unter den Vorzeichen von Genialität führt das aber nicht weiter. Denn wenn die literaturkritische Charakteristik ein Set von Unterscheidungen organisiert,³⁸ welche es gestatten sollen, die Eigentümlichkeit der Werke zu erfassen, ohne sich in der - gleichwohl vorausgesetzten! - Unendlichkeit von deren Individualität zu verlieren, so bezieht sie sich damit zwar zunächst auf Kategorien des Stils, der literarischen Genres, der Autorschaft etc., die nicht neu und 'frei erfunden' sind, sondern überkommenen Klassifizierungsmodellen entstammen. Die Technik der Charakteristik läßt gleichsam die in und mit den Werken vorliegenden Unterscheidungen sich mit den je vorrätigen Unterscheidungen 'kreuzen'. Sie verfährt unter der Voraussetzung, die Wilhelm von Humboldt prägnant festgehalten hat:

Dem [...] Fehler, alles, auch das Unähnliche unter einander zu vergleichen, überall nach Graden abgemessene Abstufungen zu bestimmen, und schlechterdings nur eine Klasse zu kennen, ist der andere, in unsern Tagen vielleicht gleich häufige entgegengesetzt, jedes Individuum zu einer besonderen Klasse zu erheben, jede Varietät, sollte ihre Eigentümlichkeit auch bloss auf ihrer Unvollkommenheit beruhen, eigen, und jede Eigenheit interessant zu finden. [...] Um nun mit Vermeidung dieses doppelten Fehlers den richtigen Maasstab zur Schätzung verschiedener Charaktere zu finden, muss man zuvörderst festbestimmte Gattungen derselben absondern.³⁹

Die Charakteristik überschreitet also - einfach weil sie von Unterscheidungen ausgehen muß - den Eigensinn der individuellen Phänomene. Sie tut das aber nur, um diesen Eigensinn, so gut es geht, zu erfassen.⁴⁰ Deshalb hat die Arbeit *mit* den Unterscheidungen virtuell immer auch die Arbeit *an* den Unterscheidungen im Horizont. Die Ordnung der 'Charaktere' und ihrer 'Gattungen' ist daher nicht mehr als festliegende - und von vor Korrosion geschützten Kanonfiguren markierte - Topologie zu denken. Vielmehr müssen die Unterscheidungen auf je besondere Fälle hin angepaßt, korrigiert und womöglich geändert werden. Aber wann? Und zudem: Müßten sich mit solchen Änderungen nicht auch die Strukturen auflösen, welche Beseke voraussetzen zu können meinte? Offenbar würde unter diesen

³⁷Thiele 1781: 71.

³⁸Sie sind hier nicht im einzelnen vorzustellen; vgl. für unter dem Gesichtspunkt von 'Bildung' operierende Charakteristik Stanitzek 1988: 441ff.

³⁹Humboldt 1960: 440.

⁴⁰Zu dieser im Kunstsystem generell unhintergehbaren Problematik vgl. nach wie vor Adorno 1974: 521 u. 36.

Voraussetzungen auch der konsequent nach der zitierten Lektüeranweisung verfallende Autodidakt mit Notwendigkeit werden, was er nicht werden soll: Genie, einzigartiges Individuum mit strikt privaten Beobachtungsinstrumenten. Dieses Ergebnis ist nicht verblüffend, war doch den Zeitgenossen durchaus selbst bewußt, daß sich die Genieproblematik nicht von seiten eines schulmäßig disziplinierten Lesers entschärfen läßt: "Auch die Kritik ist ohne Genius nichts. Nur ein Genie kann das Andre beurtheilen und lehren."⁴¹ Daß der Autodidakt die Resultate seiner Lektüren verschriftlicht, seine Lektüren also auf eigene Autorschaft hin eingeführt, ändert daran nichts, sondern verschärft vielmehr, statt sie aufzulösen, die Problematik.⁴²

Das im Zuge der verzeitlichenden Umstellung der 'Grundlagen' des literarischen Systems auf kommunikative Ereignisse erwachsende Problem läßt sich nicht im Rückgang auf institutionalisierte Gewißheiten, sondern statt dessen nur in der Kommunikation und mit deren Mitteln lösen. Es wird gelöst, indem der Autodidakt - oder: das lesende und schreibende Individuum - auf Kommunikation hin orientiert wird. Das zwingt ihn und gestattet ihm, seine Erwartungsstrukturen aus ihrer Idiotie herauszuführen und ihnen die Form von *Erwartungserwartungen*⁴³ zu geben, nämlich von solchen Erwartungen, die von anderen wiederum ihrerseits antizipiert und dann auch auf gezielte, nichtbeliebige, auf kundiges Staunen berechnete Weise enttäuscht werden können. Die literarische Charakteristik operiert als Kommunikation - und nur insofern, nur unter dieser Bedingung als Lektüre. Das einsame, nur lesende, seine Lektüre nicht in Kommunikation überführende Individuum hingegen wird in die Umwelt des literarischen Systems verwiesen: "Wie ließen sich bloß ungebildete Romanleser, die nur zum Zeitvertreib lesen, zum Publikum rechnen?"⁴⁴ Denn in der literarischen Kommunikation geht es, mit einer treffenden Formulierung Herders zu sprechen, nicht etwa nur darum, an den Werken 'das Unterscheidende zu unterscheiden', sondern darum, "das *Unterscheidende unterscheidend [zu] sagen*".⁴⁵ Man muß und kann daher in diesem Kontext die Unterschiede, die man macht, auf eine Weise markieren, daß sie als Unterschiede für andere zu unterscheiden sind. Das impliziert, daß sich nicht alle Unterscheidungen zugleich ändern oder austauschen lassen; denn gerade wenn man neue Unterschiede ('Charaktere') etablieren will, muß man auf bekannte zurückgreifen. Das gestattet es ebenso, den Selektionssinn der wie auch immer individuell-genialen Werke zu verstehen, wie den der diese Werke verstehenden Charakteristiken. Und in bezug auf letztere können sich die Werke so placieren, daß sie als der ihnen je eigene Unterschied ('Charakter') zur Erscheinung kommen.

⁴¹Herder 1883: 131.

⁴²Dies gegen die prägnante These von Kittler 1987: 132ff.

⁴³Luhmann 1984: 411 ff.

⁴⁴Schelle 1803: 22.

⁴⁵Herder 1984: 611.

Ist mit den Kriterien der literarischen Charakteristik mithin Verstehen (respektive einigermaßen gepflegtes Mißverstehen, das dann als solches verstanden werden kann) gewährleistet, so ist damit freilich noch nicht gesagt, ob und wann die je verstandene Selektion als Entscheidungsprämisse von folgenden und für folgende Kommunikationen übernommen wird. Erst dies ermöglichte aber das rekursive, vor- und zurückgreifende Prozessieren von Informationen und damit den Kommunikationsprozeß als Selektionsprozeß. Denn damit dieser zustandekommt, müssen Kommunikationen nicht nur damit rechnen können, verstanden zu werden, sondern zugleich damit, für den folgenden Kommunikationsprozeß einen Unterschied zu machen. Erinnern wir uns, daß der Gelehrte das Selektionsproblem mit der Orientierung auf wiederholte Lektüre zu beantworten suchte. Das war offenbar zunächst nicht mehr als eine nostalgische Beschwörung intensiver gegenüber einer bedrohlich um sich greifenden extensiven Lektüre⁴⁶ und implizierte zudem die bornierte Voraussetzung eines festliegenden Kanons, genauer: es war die Beschwörung dieses Kanons selbst. - Wenn nun die literarische Charakteristik diese Voraussetzung obsolet werden läßt, so beerbt sie dennoch die ihr zugrundeliegende Differenz, um das Selektionsproblem, wie es sich nach dem Entfallen jener Voraussetzung stellt, zu formulieren, nämlich zu folgendem vertrackten Satz zusammenzufassen: "Wenn ein Buch nicht werth ist 2 mal gelesen zu werden, so ists auch nicht werth 1 mal gelesen zu werden."⁴⁷ Es mag zunächst den Eindruck machen, als würde das Problem mit dieser Formulierung zur Aporie verschärft. Denn woher kann man wissen, daß *einmalige* Lektüre nicht lohnt, wenn man nicht wenigstens einmal gelesen hat? Um die Unterscheidung zwischen Texten, die man nur einmal lesen muß (und das heißt: die zu lesen sich nicht lohnt), und solchen, die *zweimalige* Lektüre rechtfertigen (und das heißt: die es sich einzig zu lesen lohnt), zu vollziehen, muß man gerade das tun, was die Unterscheidung ausschließen soll. So scheint man in einen Zirkel geführt zu werden. Doch was so als unlösbares Problem erscheint, ist für den Kommunikationsprozeß die Lösung selbst.

Denn jene Formulierung gibt dem Problem eine Form, in der es von der literarischen Kommunikation fruchtbar bearbeitet werden kann. Die Unterscheidung von einmaliger vs. wiederholter Lektürewürdigkeit wird in ihr verwendet, um die Differenz der Annahme und Ablehnung von Kommunikationen zur Geltung zu bringen. Ob man eine Selektion als Prämisse weiteren eigenen Verhaltens annimmt oder ablehnt, nachdem man sie verstanden hat, ob also etwa ein Werk fürs Verstehen und Beurteilen anderer Werke relevant ist, wird mit Hilfe der Differenz 'einmal/zweimal Lesen' festgelegt. Unter dieser Voraussetzung eignet jedem Ereignis zunächst immer nur eventuelle Relevanz. Welche 'Annahmeverstärker' auch immer in der Kommunikation zum Einsatz kommen - die Behauptung von Geschlossenheit, Individualität und Endgültigkeit der literarischen Werke etwa -

⁴⁶Engelsing 1974: 182ff.

⁴⁷Jean Paul 1936: 70.

Folgekommunikationen gegenüber erscheinen sie 'zusammengeschrumpft' zur Offerte; die Befassung mit genialen einzigartigen Individuen kann man sich leisten, weil man ihre Kommunikationen auch ablehnen kann. Nicht nur ist es bekanntlich die Rezension, die an genau dieser Stelle ihren funktionalen Ort hat, indem sie die zu verwerfende, aber eben unvermeidbare Lektüre ephemerer Literatur auf sich nimmt und dabei überdies ihre Gegenstände - idealiter, programmgemäß - als *zweimal* gelesen voraussetzt: Die "angegebenen Charaktere (der recensirten Bücher)"⁴⁸ verdanken sich der Arbeit eines Autors, der die Texte jeweils "mit der Feder in der Hand mehr als einmal durchgelesen" hat,⁴⁹ und sie gipfeln im Urteil, ob es sich denn lohne, sie mehr als einmal zu lesen. Auch die Charakteristiken im allgemeinen fassen sich zu solchen Urteilen zusammen; alles, was sie an einem Werk registrieren - sachlich etwa als Merkmale des 'Genres', zeitlich als solche des 'Stils' etc. -, läuft letztlich auf die Entscheidung zu, ob es wiederholter Lektüre würdig sei. Wenn dabei auch nicht, wie im Fall der 'idealen' Rezension, eine wirklich vollzogene mehrfache Lektüre vorausgesetzt werden kann,⁵⁰ so nimmt man doch deren Standpunkt ein. Als dieser 'Standpunkt', die Einheit der Unterscheidung von wiederholter und einmaliger Lektüre, rückt der Kanon in die literarische Kommunikation ein.

Die Lektüre wird dann *von der Kommunikation* diszipliniert; auf kommunikable Resultate richtet sie sich aus durch die Anwendung einer auf Kommunikation 'zulaufenden' Lektüertechnik. Wiederholung ist demzufolge nicht als - im übrigen ja auch aus systematischen Gründen unmöglicher - wiederholter Ablauf identischer Vollzüge verfaßt.⁵¹ Wiederholte Lektüre erfolgt vielmehr in verschiedenen Lektüretempi: zum einen und zuerst als ein schnelles, flugs des Texts sich bemächtigendes *cursorisches*, zum anderen sodann als bedächtig-retardierendes *statarisches* Lesen.⁵² Zusammengenommen stellen diese Lektürewesen ein Informationsverarbeitungsverfahren dar, das aufs kommunikative Weiterprozessieren abgestellt ist. Denn den mit ihnen gegebenen zeitlichen Aspekten korrelieren sachlich die hermeneutischen aufs Ganze und seine Teile. Die cursorische Lektion organisiert die entscheidenden lohnenden Hinsichten auf einen Text (Schleiermacher wird vom "Centralgegenstand" oder "Hauptpunkt" einer Schrift sprechen);⁵³ die statarische

⁴⁸Fick 1797: 174.

⁴⁹Schummel 1983: 62.

⁵⁰Auch für die oben vorgestellte Lesetechnik der Gelehrsamkeit gilt übrigens, daß wiederholte Lektüre - reichlich Erfahrung mit ihr vorausgesetzt - schließlich zur Metapher wird: Man liest schon beim ersten Mal so, als läse man zum zweiten Mal (vgl. Meiners 1791: 35f.; eine neuere Fassung des Arguments bei Barthes, 1970: 22f.).

⁵¹Leitch 1987: 491-508.

⁵²Vgl. hierzu und zum folgenden Kopp/Wegmann 1988: 92-104 sowie im Anschluß daran Stanitzek 1989. Die Unterscheidung steht in einer langen, mehr oder weniger kontinuierlichen Tradition; man vgl. nur Johann Wolfgang von Goethe an Wilhelm von Humboldt, 1.9.1816, mit Seneca, *Ad Lucilium epistolae morales* V, 46, 1ff.

⁵³Schleiermacher 1974: 56.

widmet sich den von der kursorischen Lektion als besonders relevant erkannten Passagen, sie legt sich aufs einzelne, um so die aus der ersten Lektion herrührende These zu kontrollieren und zu präzisieren und insbesondere die dem Text eigentümlichen sprachlichen Verfahren zu würdigen. Die wechselseitige Supplementierung beider Lektüren resultiert dann in einer Interpretation, welche die gesammelten Beobachtungen in eine Charakteristik des Gegenstandes überführt. – In paradigmatischer Form hat Herder im zweiten seiner 'Kritischen Wäldchen' den Einsatz dieser Lesetechnik vorgeführt, nämlich nicht nur dessen Resultat, sondern das *Procedere*, das zu ihm führt, gleichsam *in actu*. Er geht von der allgemeinen Voraussetzung aus: daß "ichs mir zum Gesetze gemacht, kein vortreffliches Buch nur einmal hinzulesen"; diesem Gesetz zufolge läßt er es sich angelegen sein, "die Schriften unsrer Winkelmanns und Leßings, Hagedorne und Mendelssohne noch und nochmals zu durchwandern".⁵⁴ Auf den Prüfstand wird nun die Horazinterpretation des Alphilologen Christian Adolph Klotz gestellt und für 'zu leicht' befunden. Denn im Zuge der zweiten Lektüre, deren Verlauf Herder als mit der Niederschrift seiner Kritik simultan fingiert, findet sich nichts, was die Wiederholung rechtfertigte. Er stößt auf nichts weiter als "die Striche am Rande meines Buchs", welche auf zu monierende Details hinweisen;⁵⁵ und mehr noch, die bei der ersten allenfalls sich einstellenden positiven Eindrücke werden von der zweiten Lektion zerstört: "mich selbst hat beim ersten Lesen die Lateinische Sprache, und die leichte und doch so vornehme Mine blenden können; aber beim zweiten Lesen war der Duft verfliegen"; die kritisierte Schrift enthält nicht "auch nur einen Funken Neues".⁵⁶ Klotz kann man vergessen – Horaz aber ebensowenig wie Winckelmann und die übrigen genannten Autoren; sie gehören vielmehr zum Kanon, wie eine wiederholte Lektion einer Horazode es nur zu exemplarisch erweist. Herders erste Lektüre, kursorisch:

Ich fange an: und ohne Bemerkung einzelner Schönheiten, schöner Ausdrücke, gewählter Phrasen jage ich seine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder schwimme den Strom des Gesanges hinunter. [...] Ich bin darinn gesetzt, ich bin zu Ende: das Ganze der Ode, ein Haupteindruck, in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele: die Situation der Horazischen Ode steht mir vor Augen, und – mein Buch ist zu.

Herders zweite Lektüre, statarisch:

Das Buch wird wieder aufgeschlagen, und nun habe ich kleine Ruheplätze, Ausschweifungen, Umwege aber nicht. Der Lauf des Dichters ist mir Augenmerk, und wenn ich mir sage: hier war der Gesichtspunkt – wie reich, wie prächtig, wie anlockend! das alles nahm der Dichter ins Auge:

⁵⁴Herder 1878: 321.

⁵⁵Herder 1878: 341.

⁵⁶Herder 1878: 363; vgl. die Unterscheidung von 'Verbrauchsrede' und Kunstliteratur anhand des Kriteriums wiederholbarer Lektüre bei Plutarch, *Moralia* 504 C/D.

so mußte er anfangen, und fortfahren. [...] überall aber der Römer, der Römer seiner Zeit, als – Dichter.⁵⁷

Wer nun so gelesen hat, der kann Horazens "Wortbau, seine Lieblingsgegenstände, [...] die Composition seiner Gemälde, die Einpflanzung derselben in dies und jenes Sylbenmaaß" bezeichnen, seine "Manier" und seine "Vorzüge" angeben und von anderen abheben; und: er genügt damit – virtuell – den Anforderungen, welche an einen gestellt sind, der "von der Kritik Profession mach[en]" will.⁵⁸ Weil wiederholte Lektüre die Konstruktion des individuellen Charakters bedeutet, symbolisiert sie diejenige Seite der Kanonunterscheidung, welche verwendet wird, um das Bemerkenswerte 'festzuhalten'. Bemerkenswert ist, was man künftig braucht. Klotz braucht man nicht, er fällt unter die Kategorie der 'Charakterlosigkeit'.

Mit der Einbeziehung jener Lektüretechnologie der Schule in die Kommunikationstechnologie des Literatursystems tritt der Kanon in die Zeit ein. Aus seiner 'Überzeitlichkeit' in der gelehrten Institution wird seine 'Jederzeitigkeit' in der Kommunikation: Er fungiert in ihr als Erwartungsstruktur, gegen welche sich Ereignisse profilieren können, indem sie Ansprüche auf Änderung dieser Erwartungsstruktur selbst anmelden. Er sichert das rekursive Operieren der literarischen Kommunikation, die Anschlußfähigkeit ihrer Elemente. – "Schon fünf Monate nach einer Messe sind die meisten in derselben erschienenen Bücher vergessen", läßt der Buchhändler Nicolai in einem Erfolgsroman einen Buchhändler konstatieren.⁵⁹ Der Markt ist der Ort des Ephemereren, er funktioniert nur auf der Grundlage der Vergeßlichkeit der Beteiligten. Der Literaturmarkt ist aber nicht die Literatur. Um sich selbst vor dem Hintergrund des flüchtigen Marktgeschehens abzuheben, hat Ludwig Tieck ihm folgende ironische Beschreibung gewidmet:

Wieviel Unglück würde auch daraus entstehn, wenn die Leser nicht das wieder vergessen sollten, was sie gelesen haben? Wenn sie nicht deswegen läsen, um zu vergessen? Wer möchte dann Schriftsteller sein? man würde dann gewiß mit einem verehrungswürdigen Publikum gar nicht auskommen können; es würde unsre neusten Bucherverfertiger unaufhörlich anklagen, daß sie alle die schönen Empfindungen schon hundert- und zweihundertmal gelesen hätten; [...] es würde unter der ungeheuren Menge von neuen Produkten doch auch nach etwas Neuem suchen, und sich dann gewaltig betrogen finden. Kurz, das liebe Publikum würde wahrhaftig, wenn es Gedächtnis hätte, am Ende darauf verfallen, die guten Bücher lieber mehrmals zu lesen, als die schlechten Wiederholungen schlechter Bücher.⁶⁰

Ironisch ist diese Beschreibung deshalb, weil das, was sie als kontrafaktisch darstellt, längst als ein Faktor existiert, auf welchen sich nicht zuletzt die Beschreibung selbst bezieht. Denn mit ihr erhebt der Autor natürlich den Anspruch, *sowohl* etwas

⁵⁷Herder 1878: 360.

⁵⁸Herder 1878: 361.

⁵⁹Nicolai 1986: 102.

⁶⁰Tieck 1963: 136.

Neues zu bieten *als auch* - und eben deshalb - einen Text, der "mehrmals zu lesen" ist. Der Kanon ist das Gedächtnis der Literatur. Es hat seinen 'Ort' im Topos der wiederholten Lektüre, der in der Kommunikation realisiert wird als Applikation des Arguments, ein Text sei einmal (das heißt soviel wie keinmal) oder zweimal zu lesen. Der nicht an der Kanonkommunikation beteiligte 'Einmal-Leser' wiederholt (sich), ohne daß die Wiederholung einem Gedächtnis dienstbar gemacht würde; er liest immer wieder neue Texte und Autoren, ohne daß diese wirklich Neues böten. Der Wirklichkeit des Neuen versichert sich demgegenüber das Publikum, das an der literarischen Charakteristik teilhat, indem es selektiert:⁶¹ ins Töpfchen der wiederholten, ins Kröpfchen der einmaligen Lektüre. Wer an den Kriterien der Charakteristik vorbeischiebt, um den jenseits des rekursiven Geschehens haltlosen Leser zu bedienen, findet keine Gnade, sondern wird in die "Unterwelt" verdammt, in der man die "Geschwindsschreiber" am liebsten ausgeklügelten Höllenstrafen ausgesetzt sähe, nämlich:

verdammt, hundert Ostermessen hindurch, jedesmal hundert schlechte Romane, hundertmal durchzulesen; und dabei müssen [sic sich] noch in Acht nehmen, niemals das kleinste Wörtchen zu überhüpfen, weil jeder solche Verstoß eine neue hundertmalige Lektüre des ganzen Buchs nach sich zieht.⁶²

Die hier offenbar von pädagogisch-sadistischem Ethos beflügelte Charakteristik reflektiert den Negativwert⁶³ der Kanonunterscheidung - als Kanon. Faktisch ist die "Unterwelt" freilich einfach die Vergessenheit: statt zweimal nur einmal = keinmal.

Ist das alles? Und wenn das alles wäre, handelte es sich dann nicht in der Tat nur um jene 'bewundernswerte Sicherheit des Nichts', von der H.U. Gumbrecht im Anschluß an Roland Barthes gesprochen hat, um ein wenig spöttisch die 'Leistung' von Klassizität zu apostrophieren? Es scheint jedenfalls diese 'Sicherheit' gewesen zu sein, um welche es Friedrich Schlegel zu tun war, als er definierte: "*Classisch* ist alles, was cyclisch studirt werden muß."⁶⁴ Die Gleichung "*Classisch* = *Cyclisch*"⁶⁵ geht allerdings zunächst auf ein ganz formales Konzept aus. Es präjudiziert nicht eine bestimmte eminente Qualität eines Textkorpus, sondern verortet dessen Existenz funktional im Gebrauch dieses Korpus. Einem solchen 'funktionalistischen' Klassikbegriff zufolge wäre, so Jean Paul, ein Buch

⁶¹Insofern ist, wie Hahn 1987: 28-37 festgehalten hat, Kanonisierung in der Kunst respektive Literatur zugleich Markierung der Voraussetzungen für die Teilnahme an der Kommunikation; man könnte aber auch umgekehrt formulieren: Teilnahme läßt sich immer auch als Kanonisierung beobachten.

⁶²Schulze 1801: 12.

⁶³Vgl. Luhmann 1986a: 148.

⁶⁴Schlegel 1980: 81, Fr. 636.

⁶⁵Schlegel 1980: 106, Fr. 908.

ein klassisches Buch, weils jeder läse: denn *klassische* Bücher nenn ich nicht so sehr solche, die das Genie einhaucht, als solche, die jeder Teufel *durchlieset*, so wie nach Semler kanonische Bücher der Bibel nicht solche bedeuten, die der H. Geist *inspiriret* als solche, die man in der ersten Kirche öffentlich *vorlas*.⁶⁶

Auch Jean Pauls eigene Klassizität verdankt sich letztlich der Qualifikation seiner Texte als wiederholter Lektüre würdiger, jener Charakteristik der *Fliegeljahre* durch Franz Horn etwa, in der schließlich nachgesprochen wird, was der Autor dem Publikum über Jahre hinweg zu soufflieren bemüht war: Es sei "überhaupt wohl billig, ein Werk von Richter erst nach mehrmaliger Lektüre, am besten erst einige Jahre nach der Erscheinung desselben zu beurtheilen."⁶⁷ Ein Klassiker (und 'Klassiker' heißen, allen Differenzen von Kanon und Klassik zum Trotz, bis heute die Elemente eines Kanons) ist Resultat von Feststellungen darüber, was wiederholt gelesen werden muß. Das klingt zwar nach 'Klassik ist Klassik', aber man würde die Sache mißverstehen, sähe man in ihr nur die leere Zirkularität einer Tautologie. Denn, so heißt es bündig in Friedrich Schlegels Fragment "Zur Kritik": "*Der delect[us] Class[icorum]* enthält und gründet sich auf ein System von Charakteristiken."⁶⁸ Zwar funktioniert die Selektion des Kanonischen in der Form der Qualifikation eines Textes als eines immer erneut zu lesenden, doch es bleibt keineswegs bei der Tautologie (selektiert wird, was selektiert wird); ein Text wird vielmehr ein klassischer nur, wenn und weil er einen charakteristischen Unterschied macht, den man weiterverwenden kann, will oder muß. Daß die Auswahl die Charakteristiken "enthält", auf die sie sich "gründet", ist nicht als kurzschlüssiger Zirkel, sondern als Beschreibung des rekursiven Aneinanderanknüpfens der Operationen zu verstehen: Die für die Selektion maßgeblichen Kriterien werden mitseligiert, mit in den Kanon hineingenommen (was natürlich zugleich heißt: der Arbeit am Kanon, also dessen folgenden Umstrukturierungen mit unterworfen),⁶⁹ und sie können dann für weitere Charakteristiken verwendet werden. Nirgendwo anders erweist sich der kanonische Status eines Textes prägnanter als in den Charakteristiken, die sich seiner erinnern, wenn es Texte zu charakterisieren gilt.⁷⁰ Die Schwäche, die mit dem zirkulären Formalismus dieses

⁶⁶Jean Paul 1976: 310. Unter Bezug auf Semler hat Jean Paul auch das negative Gegenstück zu dieser formalen Definition bebildert; aus dem *Magazin für Erfahrungsseelenkunde* exzerpierte er: "Semler stellt 10 bis 17 schlechte Bücher auf den Abtritt, die er darauf (des Tags 3mal) liest."

⁶⁷Horn 1811: 202.

⁶⁸Schlegel 1980: 83, Fr. 663.

⁶⁹Vgl. Lefevre 1987: 33. David Martyn hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Bezeichnung von 'Elementen' des Kanons Vorsicht geboten ist: Gerade weil die in ihm organisierten Erwartungsstrukturen Selektionskriterien darstellen, sollte man nicht unbedingt von Texten oder Autoren als Elementen ausgehen, sondern die Möglichkeit berücksichtigen, daß die Kanongrenze mitten durch die gemeinhin kanonisch genannten Werke hindurch verläuft.

⁷⁰Nur für die Werke selbst formuliert (aber mit dem Charakterbegriff Charakteristik voraussetzend): "Jedes Product von classischem Charakter [...] muss in die Bildung derer eingreifen, welche

Kanonkonzepts angezeigt scheint, bezeichnet in Wahrheit dessen Stärke; denn dieser Zirkel läßt sich in einer Weise entfalten, daß die literarische Kommunikation auf seiner Grundlage eine extreme Flexibilität gewinnt - bis hin zu solch paradoxen Operationen eines Kritikers, der ein "Verzeichniß *negativer* Classiker zur *Theorie des Häßlichen*"⁷¹ erstellt.

Exkurs über Unverständlichkeit

Hier kann nur angerissen werden, daß sich im Ausgang von diesen Bestimmungen eine Theorie der Interpretation gewinnen ließe. Sie hätte vor allem zu zeigen, welche Effekte das beschriebene Verfahren wiederholter Lektüre auf jene Texte hat, die ihm unterzogen werden. Es steht nämlich zu vermuten, daß deren 'Qualität' vom Durchgang durchs 'zyklische Lesen' nicht unberührt bleibt. Und es wäre, in Korrelation dazu, dann wiederum auf die Effekte zu achten, welche daraus für die interpretierende Lektüre selbst resultieren. Wenn man zu einem genaueren Begriff des Kanons kommen will, gälte es wohl, in dieser Richtung weiterzufragen. Und auch in dieser Hinsicht empfiehlt es sich, einige auf den ersten Blick bloß paradox wirkende Beobachtungen Friedrich Schlegels ernstzunehmen. Für die Seite der *Texte* etwa die folgende: "Alle classischen Schriften werden nie ganz verstanden, müssen daher ewig wieder kritisirt und interpretirt werden."⁷² Und für deren *Lektüre* ganz analog: "eine classische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr draus lernen wollen."⁷³ Es spricht in der Tat viel dafür, daß eine Theorie, welche Interpretation als Moment des Kanon-Studiums zu fassen sucht, als Theorie der Unverständlichkeit angelegt werden sollte: Es ist anzunehmen, daß man es im Kanon mit unverständlichen 'Schriften' zu tun hat. Aber wie wird deren Unverständlichkeit erzeugt und gewährleistet? Vielleicht wird man sie als Resultat der beschriebenen Kanontechnologie selbst zu begreifen haben. Denn es ist ja keineswegs der - vom gesunden Menschenverstand erwartbare - Normalfall, daß Texte durch wiederholte (wiederholte) Lektüre ärmer, daß sie gleichsam ausgelaugt würden.⁷⁴ Im Gegenteil, gerade solange diese Lektüre 'andauert', will sagen: immer wieder neu erfolgt, erfahren sie einen Zuwachs an Bedeutung und Komplexität,⁷⁵ werden sie reicher, unüberschaubarer - unverständlicher. Denn solche

künftig vorzügliche Werke hervorbringen werden: so wie die vorzüglichen Werke, welche vorher da waren, in die Bildung des Urhebers von jenem Product eingegriffen haben." (Huber 1801:1).

⁷¹Schlegel 1981: 94, Fr. 116.

⁷²Schlegel 1980: 84, Fr. 667.

⁷³Schlegel 1967: 149, Fr. 20.

⁷⁴Laederach 1988: 171.

⁷⁵Man lese nur Akira Kurosawas Interviewauskünfte über seine *Krieg und Frieden*-Lektüren (Kurosawa 1990: 16).

Lektüre ist zugleich immer auch Aufbau von Desideraten.⁷⁶ Gerade dies, daß nämlich die Unverständlichkeit den Fortgang des Studiums sichert und daß umgekehrt dieses selbst an ihrer Erzeugung teilhat, sichert dann den Fortgang des Verstehens in der Kanonkommunikation. Zugespitzt formuliert: Nur solche Texte, welche als unverständliche verstanden werden, können letztlich mit Annahme - statt Ablehnung - in Folgekommunikationen rechnen. Man hätte unter diesen Bedingungen dann die oben vorgestellten Unterscheidungen 'Verstehen/Mißverstehen' und 'Annahme/Ablehnung' zu spezifizieren, nämlich darzustellen, daß *Dekanonisierung* gerade im Verstehen eines Textes als eines verständlichen besteht - und daß solches Verstehen den Text zur 'Verbrauchsrede' degradiert. Insofern würde jede Interpretation eine Krise des Kanons implizieren; kann sie doch buchstäblich die Mortifikation ihres Gegenstandes zur Folge haben. Ob sie stattfindet oder nicht, dafür gibt es keine anderen Kriterien als die in der Differenzen prozessierenden kritischen Kommunikation selbst bereitgestellten und fortgeführten; deshalb muß "[d]er *classische Werth und allgemeine* der alten Schriftsteller [...] postulirt [!] werden",⁷⁷ er läßt sich nicht durch Verweise auf jenseits der Interpretation zu situierende Tatsachen und Werte begründen. - Mehr als diese Skizze eines Desiderats kann an dieser Stelle nicht gegeben werden.⁷⁸

Kanon und Klassik

Literaturwissenschaft ist nicht Literaturkritik; aber traditionell betreut sie insofern auch deren Belange mit, als sie unter dem Titel Literaturgeschichte (unter anderem) jene Unterscheidungen erarbeitet, aufbewahrt und bereitstellt, welche die in Kanones organisierten Erwartungsstrukturen ausmachen. Unter dieser Voraussetzung könnte man versucht sein, Mattenklotts eingangs zitierten Einsatz wohlwollend so zu interpretieren, daß er einfach jene Leistungen einklagte, welche die Disziplin dem kritischen Geschäft schuldet. Doch diese Interpretation ist nicht möglich. Denn der von ihm in Umrissen angedeutete 'delectus classicorum' wird keineswegs als Reservoir weiterverwendungsfähiger Differenzen ins Spiel gebracht; die polemisch eingeforderte Berücksichtigung des Unterschieds zwischen bedeutenden literarischen Werken und der Fernsehwerbung taugt nicht für weitere Differenzierungen, sondern läßt sie in der Behauptung eines *Werts* verschwinden: "dieses Ruhen in sich selbst", die "Evidenz" der "innerlich unendlichen" Werke.⁷⁹

⁷⁶Adorno 1974: 415.

⁷⁷Schlegel 1928: 25.

⁷⁸Es ist insbesondere darauf hinzuweisen, daß mit der angedeuteten Disposition der Begriffe die offenbar problematische Annahme verbunden ist, daß als Unverständliches Unterschiedenes weitere Unterscheidungen hergibt und sinnvoll weiter unterschieden werden kann.

⁷⁹Mattenkloß 1988: 103. Möglicherweise gehört es zum Stil der hier intendierten Kanonpflege, daß es Eingeweihten überlassen bleibt, die Namen von Roß und Reiter zu erraten. Jedenfalls zitiert

Mit dieser Terminologie wird zwar eine Liste autoritativer großer Namen ausgezeichnet, auf die zurückzukommen, deren Werk wiederholt zu lesen ist. Insofern handelt es sich um einen Kanon im oben definierten Sinn. Doch anders als bislang angenommen geht es hier nicht um die Selektion von Unterscheidungen, sondern von substantiellen Einheiten. Und das ist keine bloße Stilfrage, sondern macht es erforderlich, das in unserer Argumentation zunächst ausgeklammerte Verhältnis von Kanon und Klassik zu erörtern.

Klassik resultiert aus einer speziellen Programmierung der Kanonkommunikation: Auf der Basis des temporalisierten literarischen Systems versucht man, den Kanon gewissermaßen wieder aus der Zeit herauszunehmen, ihn irreversibel zu halten.⁸⁰ Das erfordert, die im Kanon je festgehaltenen kognitiven, nämlich lernbereiten, auf künftige Änderungen hin ausgelegten Erwartungen⁸¹ umzuwandeln in normative, lernunwillige, Neugier negativ sanktionierende.⁸² Im Prozeß der Durchsetzung der 'deutschen Klassik' läßt sich das sehr genau beobachten. Der Spielraum der literarischen Kommunikation, der sich in der Spätaufklärung und Frühromantik eröffnet und es beispielsweise Friedrich Schlegel erlaubt hatte, Georg Forster ein "Fragment zur Charakteristik der deutschen Klassiker" zu widmen, wird nachhaltig eingeschränkt. Im Effekt ein "neunter Thermidor für das literarische Jacobiner-Volk", wie manche ihn sich bereits um 1800 erhofft hatten,⁸³ erfolgt diese Einschränkung durch die sukzessive Stilisierung der Weimarer Autoren zu Repräsentanten des in der Literatur an Vollendung Möglichen schlechthin. Was sich nur irgend an positiven Erwartungen an die literarische Produktion richten ließe, hier ist es bereits realisiert; und diese Realisierung wird zur um so unangreifbareren Norm, je mehr diese nicht nur als ästhetische, sondern auch als moralische, nationalpolitische, schlechthin humane etc. interpretiert und in Anspruch genommen wird.⁸⁴ Der klassische Igel läßt dann den epigonalen Hasen laufen. Das vermittelt den - freilich übertriebenen - Eindruck, als würde Literatur

dieser Text den - anscheinend als kanonisch vorausgesetzten - historischen Vorwurf seines Arguments, nämlich Friedrich Gundolfs *Wesen und Beziehung*, ebensowenig, wie dieser selbst in seinem genialisch-primitiven Pamphlet gegen 'Positivismus' und Neukantianismus den Anlaß seiner Polemik, Ernst Cassirers *Substanzbegriff und Funktionsbegriff*, namentlicher Erwähnung wert befand.

⁸⁰Diese Unterscheidung von Kanon und Klassik trifft sich mit den Bestimmungen von Adornos *Ästhetischer Theorie*, der zufolge der "Begriff der Klassizität", insofern er auf Ausstattung mit den "Attributen der Dauer" zielt, als "mythisch hilfloser Archaismus" zu qualifizieren wäre (48), während die Funktion des Kanons - auch und gerade unter den Bedingungen der Moderne - unabdingbar bleibt, und sei es in der Form "objektiv verbindliche[r] Verbote": "Sie strahlen aus von den kanonischen Werken." (456) Siehe hierzu auch Hahn 1987: 29.

⁸¹Starobinski 1989: "die unruhige Erwartung eines Wissens".

⁸²Preisendanz 1987: 114f. sowie Warning 1987: 92f.; beide beziehen sich auf eine von Luhmann im Anschluß an Johan Galtung getroffene Unterscheidung (vgl. Luhmann 1984: 436ff.).

⁸³Anonym 1798: II.

⁸⁴Voßkamp 1987: 493-514.

insgesamt als ein Medium behandelt, in das sich gebetsmühlenartig wiederholende Lektüren einprägen, um so die immerselben Formen des Wertvollen zu konservieren. Nun gilt allerdings für autopoietische soziale Systeme: "Temporalisierte Elemente lassen sich auch durch Wiederholung nicht verstärken; sie sind von vornherein darauf angelegt, daß *etwas anderes* anschließt."⁸⁵ Mit dem rekursiven Operieren der Kanonkommunikation war genau dies gegeben. Doch wie ist dann die Mutation des Kanons zur Klassik möglich? Offenbar nur, *indem* 'etwas anderes' anschließt. Der Kanon wird zum einen in Interaktion zurückgenommen: Er dient zum Anlaß einer bildungsbürgerlichen Fest- und Feierkultur, welche die Ostentation von moralischer und politischer Gesinnung, von Bildung und Geschmack erlaubt. Und er wird zum anderen, vielleicht wichtiger noch, in die Schule reintroduziert: Und das ermöglicht es, die oben beschriebene Technik wiederholter Lektüre zur Reproduktion quasi-identischer Resultate einzusetzen. Wie wohl erinnerlich, verdankt sich der jeweils entscheidende konstruktive Gesichtspunkt des Verstehens dem Zugriff der kursorischen Lektion; sie läßt sich unter Schulbedingungen identisch halten, weil nämlich Notengebung und Prüfungsprogramme anschließen und sie unters Diktat einer Norm nehmen. So lassen sich Texte als verständliche fingieren und kann man *trotzdem* zu ihrer Annahme motivieren. Eine Zeitlang geht das gut, erscheint unter diesen Bedingungen das Klassische als "Bewahrung im Ruin der Zeit".⁸⁶ Dann aber muß man - zum Glück für die Literatur und zur Beunruhigung mancher Literaturwissenschaftler - erkennen, daß auch Klassik nur ein Kanon ist.

Literatur

- Adorno, Theodor W., 1974: *Ästhetische Theorie*, hg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, 2. Auflage, Frankfurt/M.
- Anonym, 1795: *Gedankenspäne*, mitunter manch Paradoxon. Aus der Brieftasche eines von der Spanischen Inquisition Verurteilten, Berlin.
- Anonym, 1798: *Classische Blumenlese der Deutschen*, Bd. 1, Berlin.
- Barthes, Roland, 1970: *S/Z*, Paris.
- Beseke, Johann Melchior Gottlieb, 1786: *Ueber Lektüre und Selbststudium*. In: *Deutsches Museum*, 4. Stk., S. 360-365.
- Bohrer, Karl Heinz, 1981: *Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins*, Frankfurt/M.
- Buck, Günther, 1983: *Literarischer Kanon und Geschichtlichkeit (Zur Logik des literarischen Paradigmenwandels)*. In: *DVjs* 57, S. 351-365.
- Derrida, Jacques, 1989: *Psyche: Invention of the Other*. In: Lindsay Waters u. Wlad Godzich (Hg.), *Reading de Man Reading*, Minneapolis, S. 25-65.

⁸⁵Luhmann 1984: 77.

⁸⁶Gadamer 1972: 273.

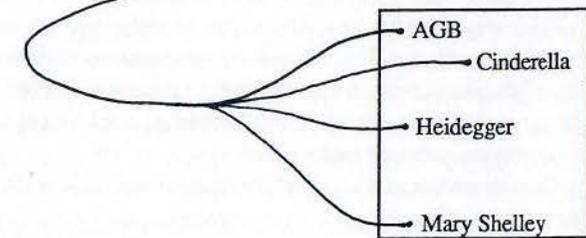
- Deutsche Encyclopädie 1778-1804: oder Allgemeines Real=Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften von einer Gesellschaft Gelehrten, 23 Bde., Frankfurt/M.
- Engelsing, Rolf, 1974: Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800, Stuttgart.
- Fick, Johann Christian, 1797: Der treue Führer auf der akademischen Laufbahn für Jünglinge, Erlangen.
- Gadamer, Hans-Georg, 1972: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, 3. Aufl., Tübingen.
- Gosch, Josias Ludwig, 1789: Fragmente über den Ideenlauf, Kopenhagen.
- Gumbrecht, Hans Ulrich, 1987a: Pathologien im Literatursystem. In: Dirk Baecker et al. (Hg.), Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, Frankfurt/M., S. 137-175.
- , 1987b: "Phoenix aus der Asche" oder: Vom Kanon zur Klassik. In: Aleida u. Jan Assmann (Hg.), Kanon u. Zensur. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation II, München, S. 284-299.
- Hahn, Alois, 1987: Kanonisierungsstile. In: Assmann/Assmann, a.a.O., S. 28-37.
- Herder, Johann Gottfried, 1788: Kritische Wälder. Oder Betrachtungen über die Wissenschaft und Kunst des Schönen. Zweites Wäldchen über einige Klotzische Schriften. In: ders., Sämtliche Werke, hg. v. Bernhard Suphan, Bd. 3, Berlin.
- , 1883: Briefe zu Beförderung der Humanität, 8. Sammlung. In: ders., Sämtliche Werke, hg. von Bernhard Suphan, Bd. 18, Berlin.
- , 1984: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. In: ders., Werke, hg. von Wolfgang Pross, Bd. 1, München-Wien.
- Hörisch, Jochen, 1988: Poetische Überproduktion. In: Merkur 42, S. 433-438.
- Horn, Franz, 1811: Latona. Unterhaltungsschriften, 1. Tl., Berlin.
- Huber, Ludwig Ferdinand, 1801: Rez.: Göthes neue Schriften, 3.-6. Bd. In: Allgemeine Literatur-Zeitung, 1.1.1801, Sp. 1-16.
- Humboldt, Wilhelm von, 1960: Das achtzehnte Jahrhundert. In: ders., Werke in 5 Bdn., hg. von Andreas Flitner u. Klaus Giel, Bd. 1, Darmstadt, S. 376-505.
- Jean Paul, 1936: Bemerkungen. In: ders., Sämtliche Werke. Historisch=kritische Ausgabe, hg. von Eduard Berend, 2. Abt., Bd. 5, Weimar.
- , 1969: Flegeljahre. Eine Biographie. In: ders., Werke in 3 Bdn., hg. von Norbert Miller, München, Bd. 3, S. 7-380.
- , 1976: Auswahl aus des Teufels Papieren. In: ders., Sämtliche Werke, hg. von Norbert Miller u. Wilhelm Schmidt-Biggemann, 2. Abt., Bd. 2, München, S. 9-469.
- Jenisch, Daniel, 1797: Ueber die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten von Meisters Lehrjahren; oder über das, wodurch dieser Roman ein Werk von Göthen's Hand ist. Ein ästhetisch-moralischer Versuch, Berlin.
- , 1801: Universalhistorischer Ueberblick der Entwicklung des Menschengeschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen. Eine Philosophie der Culturgeschichte, 2 Bde., Berlin.
- Kittler, Friedrich, 1987: Über romantische Datenverarbeitung. In: Ernst Behler u. Jochen Hörisch (Hg.), Die Aktualität der Frühromantik, Paderborn-München-Wien-Zürich, S. 127-140.
- Klinger, Friedrich Maximilian, 1803: Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. Nebst Bruchstücken aus einer Handschrift, 1. Teil, Cöln (Peter Hammer).
- Kopp, Detlev u. Wegmann, Nikolaus, 1988: "Wenige wissen noch, wie Leser liest." Anmerkungen zum Thema: Lesen und Geschwindigkeit. In: Norbert Oellers (Hg.), Germanistik und Deutschunterricht im Zeitalter der Technologie - Selbstbestimmung und Anpassung. Vorträge des Germanistentages 1987, Tübingen, Bd. 3, S. 92-104.

- Kurosawa, Akira, 1990: Mich interessiert die Wahrheit (Interview: Umberto Rondi). In: die tageszeitung v. 22.3.1990, S. 15f.
- Laederach, Jürg, 1988: Der zweite Sinn oder Unsentimentale Reise durch ein Feld Literatur, Frankfurt/M.
- Lavater, Johann Kaspar, 1793: Talent und Genie. In: Urania für Kopf und Herz, hg. v. Johann Ludwig Ewald, Hannover, 3. Stk., S. 254f.
- Lefevere, André, 1987: "Beyond Interpretation" Or The Business of (Re)writing. In: Comparative Literature Studies, Vol. 24, No. 1, S. 17-39.
- Leitch, Thomas M., 1987: For (Against) a Theory of Rereading. In: Modern Fiction Studies 33, S. 491-508.
- Luhmann, Niklas, 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/M.
- , 1986a: "Distinctions directrices". Über Codierung von Semantiken und Systemen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27: Kultur und Gesellschaft, S. 145-161.
- , 1986b: Das Kunstwerk und die Selbstreproduktion der Kunst. In: Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements, Frankfurt/M., S. 620-672.
- Mattenklott, Gert, 1988: Kanon und Neugier. In: Kursbuch 91, S.99-107.
- McCarthy, John A., 1986: "Plan im Lesen": On the Beginnings of a Literary Canon in the 18th Century (1730-1805). In: Komparatistische Hefte 13, S. 29-45.
- Meiners, Christoph, 1791: Anweisungen für Jünglinge zum eigenen Arbeiten besonders zum Lesen, Excerptiren, und Schreiben, 2. Aufl., Hannover.
- Nicolai, Friedrich, 1986: Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldu Nothanker, Frankfurt/M.-Berlin.
- Preisendanz, Wolfgang, 1987: Wilhelm Busch oder das Inkognito des Klassischen. In: Rudolf Bockholdt (Hg.), Über das Klassische, Frankfurt/M., S. 111-136.
- Schelle, Karl Gottlob, 1803: Mnemosyne. Das literarische Journal im Charakter der Literaturbriefe für jeden gebildeten Freund der Literatur und Lektüre, hg. v. K.G.S., Bd. 1, Zerbst.
- Schlegel, Friedrich, 1928: Philosophie der Philologie. Mit einer Einleitung hg. von Josef Körner. In: Logos 12, S. 1-72.
- , 1967: Lyceums-Fragmente. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. v. Ernst Behler, Bd. 2, München-Paderborn-Wien.
- , 1980: Literarische Notizen 1797-1801. Literary Notebooks, hg. von Hans Eichner, Frankfurt/M.-Berlin-Wien.
- , 1981: Fragmente zur Poesie und Literatur. In: ders., Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hg. von Ernst Behler, Bd. 16, München-Paderborn-Wien.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, 1974: Hermeneutik. Nach den Handschriften neu hg. und eingeleitet v. Heinz Kimmerle, 2. Aufl., Heidelberg.
- Schulz-Buschhaus, Ulrich, 1988: Kanonbildung in Europa. In: Hans-Joachim Simm (Hg.), Literarische Klassik, S.45-68, Frankfurt/M.
- Schulze, Friedrich August, 1801: Die ganze Familie wie sie seyn sollte; ein Roman, wie er seyn kann; von Christian Heinrich Spieß, Geschwindschreiber in der Unterwelt, o.O.
- Schummel, Johann Gottlieb, 1983: Spitzbart. Eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert, München.
- Stanitzek, Georg, 1988: Bildung und Roman als Momente bürgerlicher Kultur. Zur Frühgeschichte des deutschen "Bildungsromans". In: DVjs 62, S. 416-450.
- , 1989: Der Klassiker als Abenteuerroman. Gelehrte Diskussionen um langsames und schnelles Lesen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 10.5.1989, S. 3N.

- Starobinski, Jean, 1989: Der Umgang mit den Klassikern. In: Neue Zürcher Zeitung v. 6.10.1989 (Fernaussage), S. 42.
- Thiele, Johann Georg Philipp, 1781: An die Jünglinge von der Bildung durch Lektüre. Dem Abt Resewitz gewidmet, Mannheim.
- Tieck, Ludwig, 1963: Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten. In: ders., Werke, hg. von Marianne Thalmann, Bd. 1, München, S. 73-189.
- Voßkamp, Wilhelm, 1987: Klassik als Epoche. Zur Typologie und Funktion der Weimarer Klassik. In: Reinhart Herzog u. Reinhart Koselleck (Hg.), Epochenschwelle und Epochenbewußtsein, München, S. 493-514.
- Walch, Johann Georg, 1740: Philosophisches Lexicon, 2. verb. u. verm. Aufl., Leipzig.
- Warning, Rainer, 1987: Zur Hermeneutik des Klassischen. In: Rudolf Bockholdt (Hg.), Über das Klassische, Frankfurt/M., S. 77-100.
- Young, Edward, 1760: Gedanken über die Original=Werke, Leipzig.

Avital Ronell

Das wandelnde Switchboard*



Ich weiß nicht, wie es begann, doch als es geschah stand ich - mit einer gewissen Gelassenheit - auf und steckte mir eine Zigarette an. Das Klicken klang noch in meinem Ohr nach, der Rauch kroch dahin, wo es schmerzte. Kein Bild, nur ein Meer von Tönen in meinem Kopf.

Als sie einfach auflegten, war es wie eine Amputation. Ich begann darüber nachzudenken, wie alles durch einen dünnen Faden miteinander in Beziehung gebracht worden war. So lange sie nicht zu sprechen aufhörten, war der Kontakt nie wirklich unterbrochen, noch auch die Unterbrechung klar. Diesmal war es zu Ende. Ich hatte das Klicken gehört, wie ein Gewehr, das auf deinen Kopf gerichtet ist. Wie gesagt, ich begann nachzudenken. Über die Amputation, um genau zu sein. In gewisser Weise war es eine Geschichte über die Erfindung eines Körperteils. Ich hatte mein Ohr an das Telefon anwachsen lassen.

*Der Text geht zurück auf einen Vortrag, den ich im April 1987 am Humanities Center der Johns Hopkins University hielt. Ich danke Werner Hamacher, daß er mir bei dieser Gelegenheit sein Ohr lieh. - Einige der hier vorgestellten Thesen habe ich ausgearbeitet in meinem *Telephone Book: Technology - Schizophrenia - Electric Speech* (erscheint demnächst, Univ. of Nebraska Press), das von einer "spekulativen Telephonie" und von der technologischen Konstellation des Staates handelt, insbesondere des Dritten Reichs. Martin Heideggers Technikaufsätze und der aphonische An/Ruf des Gewissens haben mich darauf gestoßen, die Kehre des Daseins zu einem Anrufbeantworter zu betrachten. *The Telephone Book* dreht sich um das eminent politische Problem der Beantwortbarkeit und Verantwortlichkeit.